

# Um den stillen Ozean

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 46

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646051>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

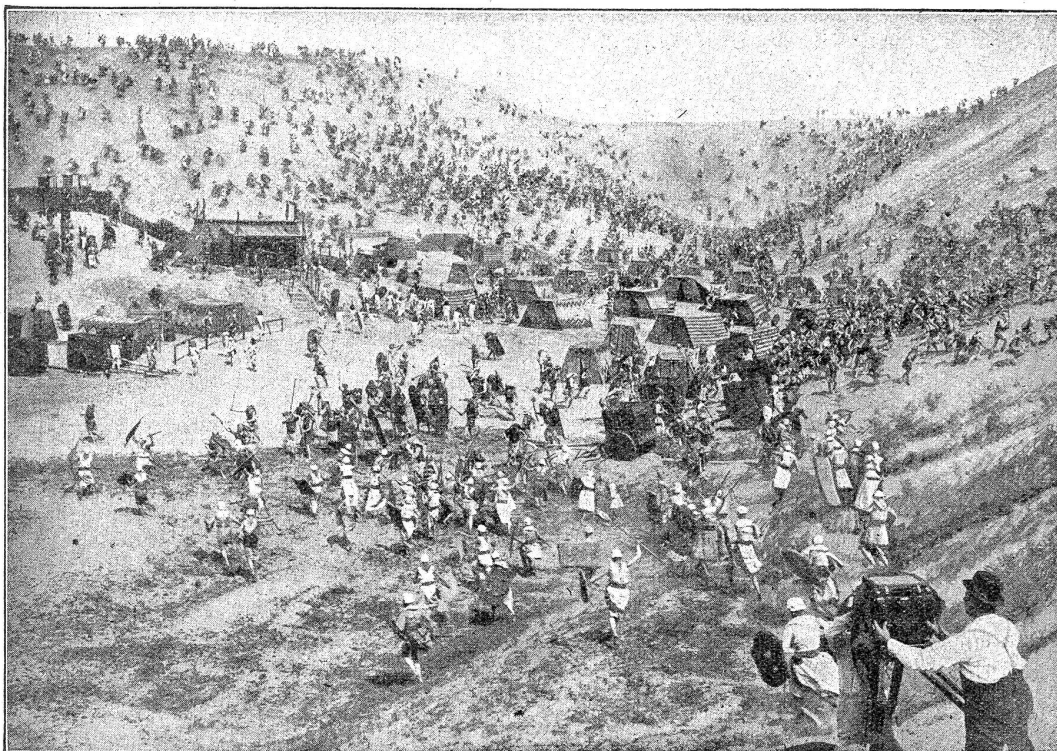
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

genen Schnur, in die hinten ein herzförmig zurechtgeschnittenes, den Körperformen vollständig angepaßtes Blätterbüchel hineingesteckt war. Bei den unverheirateten Frauen endete dieses Büchel nach oben in ein mehr als meterlanges Stück Rotangrohr, das hahnenschweifartig vom Rücken der Trägerin abstand und, wenn diese ging, so posierlich wirkte, daß selbst die von der Küste stammenden schwarzen Begleiter des Reisenden bei dem gebotenen Anblick in unbändige Heiterkeit ausbrachen.

Diese Beispiele bizarrer und unsinniger Toilettenkünste der Negerrinnen ließen sich bis ins Unendliche vermehren. Sie zeigen, wenn man die betreffenden Illustrationen in den Reiseverfen zur Hand nimmt, daß jene Extravaganzen die natürlichen Reize der schwarzen Schönen kaum zu erhöhen vermögen, wenigstens nach unserm Dafürhalten nicht, ebenso wenig wie die körperlichen Vorzüge unserer weißen Damen durch ein Uebermaß an äußerlichem Schmuck und Firlefanz gewinnen. Aber werfen wir noch kurz einen Blick auf die Modetorheiten unter den schwarzen Herren der Schöpfung, den männlichen Negern. Auch diese fröhnen zum Teil sehr kuriosen Selbstverschönerungsgelüsten; ihrer viele tätowieren und bemalen sich; sie stehen in der Wunderlichkeit der Haarfrisuren den Weibern nicht viel nach und bekunden ebenfalls eine große Vorliebe für allerlei Gehänge aus Perlen oder Metallkugeln. Bei den Naka- und Aduma-Völkerschaften des französischen Kongo schmücken sich die Männer nach Dr. D. Lenz mit Leopardenzähnen. Die großen Eckzähne dieses Raubtiers werden an der Wurzel durchbohrt, auf eine Schnur gezogen und um den Hals gehängt. Eine bei vielen Negern beliebte Sitte besteht darin, die Kopf- und Barthaare strähnenartig zu kleinen Bündeln auszuflechten und in den Spitzen der einzelnen Zöpfe Glasperlen zu befestigen. An manchen Orten ist auch das Spitzfeilen der Zähne üblich, das sich ursprünglich aus dem Verlangen erklären soll, den Mann im Kriege kampffähiger zu machen. Ein möglichst imponierendes Aussehen suchen sich natürlich die in Amt und Würden stehenden Persönlichkeiten zu geben. Die Häuptlinge und Oberpriester, die sogenannten Dganga, die den Verkehr mit den Dämonen vermitteln, bedürfen zur Aufrüstung ihres äußeren Menschen aller möglichen, schreckeneinflößenden Mittel, wie Papageisern, Affenschwänze und Holzmasten. Manche Dorfkönige treten den Fremden in alten Uniformröden und blauen Brillen entgegen, Gegenständen, die sie natürlich erst durch die Vermittlung der Europäer erhielten. Es zeugt nicht gerade von gutem Geschmack der letzteren, daß sie, auf die kindische Buzsucht dieser Negerspekulierenden, mit dem Verkauf solcher abgelegten Soldatenkleider noch einige neue Mixtöne in die bedenkliche Disharmonie der Trachtarten jener Stämme bringen. Auch hier gilt eben, daß nur derjenige richtig spekuliert, der auf die Dummheit und Eitelkeit seines Mitmenschen spekuliert — wäre dieser auch nur ein simpler Regerschulze. S. Thurow.



Eine ägyptische Feldschlacht in den Gosenen Bergen bei Berlin. — Photographische Aufnahme zu Filmzwecken.

## Filmkunst.

Unter Verwendung von 6000 Filmstatisten und Arbeitslosen in der Tracht altägyptischer Krieger wurde von der europäischen Film-Allianz unter Leitung von Ernst Lubitsch in den Gosenen Bergen bei Berlin eine große Feldschlacht zu dem Film „Das Weib des Pharao“ gedreht. Die Spielenden wurden in 6 Dampfzügen mit Schleppern nach dem Spielort gebracht, auf der Fahrt von 30 Freizeutern eskortiert, bekleidet, mit Panzer und Spieß bewaffnet, so daß sie kriegsbereit als Altägypter sogleich bei der Landung in das nahe Schlachtental marschieren konnten, wo Architekten ein Feldlager im Stile jener Zeit vorbereitet hatten. Die Schlacht verlief aber nicht im Sinne altägyptischer Kriegskunst, sondern nahm einen sehr zeitgemäßen Verlauf. Die zum Spiel ausgewählten Arbeitslosen ließen sich von ihren weniger bevorzugten Kameraden aufheben und legten kurz vor den kurbelfertig vorbereiteten Aufnahmen programmwidrig die Schilder und Lanzen beiseite, wählten zum Entsetzen der am Kurbellasten stehenden Operateure in aller Gemütsruhe Ägypter-Räte und ließen sie zu den Unternehmern ziehen. Man wollte jetzt plötzlich ein höheres Taggeld. Was blieb den Regisseuren anderes übrig, als 6000 Menschen eine Zulage von 15 Mark pro Kopf zuzufichern. Kaum hatte aber die Schlacht begonnen und war von zehn Kurbellasten zum Teil vom Fesselballon aus gedreht, als ein neuer Ausstand in den Reihen der kämpfenden Ägypter ausbrach. Wieder wurden 25 Mark Zuschlag verlangt und von den in der Notlage befindlichen Filmleitern bewilligt.

## Um den stillen Ozean.

Zum Zeichen der amerikanischen Weltbeherrschung ließ Präsident Harding einen Funkpruch an alle Welt ergehen, worin er die Völker begrüßte und seiner Freude Ausdruck gab, daß er ihre Vertreter in der amerikanischen Bundeshauptstadt versammeln dürfe, um über die Abrüstungsfrage zu verhandeln und drohende Kriegsgefahr zu beschwören. Man kann auch von Genf oder Münchenbuchsee aus die Funk-

botschaften an alle Welt richten. Aber der amerikanische Spruch hat andere Bedeutung: der Präsident der größten Kriegsgewinnernation spricht zu den weniger Glücklichen, zu den mehr oder weniger Abhängigen. Amerikas Finanzmacht, im Besitz nicht nur der größten Rohstoffgebiete der Welt, sondern Mitbesitzerin der europäischen Staatshypotheken und der europäischen Kolonialgebiete ohne staatliche Mitbeteiligung, weiß, daß sie die Welt im Sack hat, und ihr Vertreter, Präsident Harding, der mit ganz anderen Aspirationen als seinerzeit Wilson auftritt, gibt diesem Gefühl der Finanzwelt Ausdruck. Die Sprache des neuen Mannes ist vielleicht noch verbindlicher und in den Ausdrücken noch mehr auf die Glückseligkeit der Welt gerichtet als die seines Vorgängers, aber man muß sich nicht täuschen lassen: Wilson wollte den Vereinigten Staaten die Rolle eines Führers unter Gleichen geben, Harding aber lieber die Rolle eines Führers unter Ungleichen, wobei die Europäer zahme Trabanten hinter dem Sternenbanner her sein sollen.

Darum die Ablehnung des Völkerbündenspaktes, der zwar die Garantie der europäischen Staatsschulden und die Aufbürdung neuer Hypotheken im größten Maßstabe brachte, aber doch zugleich die Souveränität der Großmächte in einige Fragen einzuschränken drohte. Darum auch die Ablehnung des Friedens von Versailles als Ganzes, weil der amerikanischen Guthaben darin nicht ausdrücklich gedacht war.

Dieses Amerika, das die Welt im Sack zu haben scheint, das als neuer Führer der glücklich bestehenden angelsächsischen Welt auftritt, kann es sich leisten, wie vordem England in Europa, für die Abrüstungsideen einzutreten. Anders aber steht die japanische Öffentlichkeit dem Problem gegenüber, denn die amerikanischen Vorschläge sehen gar zu sehr nach den Gedanken eines älteren Sohnes aus, der sich schon im Besitz des Erbteils sieht und dem jüngeren den Vorschlag macht, den status quo als Zustand für alle Zeiten zu fixieren. Japans Sorge ist hundertfach berechtigt: seine Bevölkerung hat kaum Platz im Lande. Eine Protektarisierung wie in den hochentwickelten Ländern hat stattgefunden, die Regierung sucht nach Ableitung des Ueberflusses in überseeische Länder. Amerika aber sperrt die pazifische Küste durch strenge Einwanderungsregeln, die den gelben Mann wehren sollen, den weißen an Zahl zu überflügeln oder auch nur die Rassenmischung herbeizuführen. Und gleich wie Amerika geht Australien vor, sucht Neuseeland vorzugehen. Ein gewaltiger Kontinent, der kaum so viel Einwohner hat als Belgien, wird der gelben Ueberflut gesperrt und der europäischen Rasse als alleiniges Einwandererland vorbehalten. Die südamerikanischen Staaten stehen unter dem Bann Nordamerikas, Mexiko ebenso, und die Zeit ist nicht ferne, wo die Grenzen dieser Staaten sich schließen, wie die des Nordens. Dabei muß man sagen, daß nicht einmal die zentrale Unionsgewalt nach dieser Schließung schreit, sondern vor allem die öffentliche Meinung der Einzelstaaten, das will heißen die Finanzwelt in den pazifischen Küstenländern, die in den Parlamenten der Einzelstaaten ihren Ausdruck findet. Aber mehr als das: die amerikanische Politik verfährt auch den Satz, daß Japan in China verdrängt werden müsse, wo seine Industrie sich einen Platz sichern könnte, der die Bevölkerung Japans im Lande zurückhielte. Und zu allem Ueberflus: wenn die japanische Industrie aus China verdrängt und auf den wichtigsten anderen Märkten fern gehalten wäre, das Land also doch zur Auswanderungspolitik greifen müßte, soll noch das letzte Loch verstopft werden: Ostibirien, das menschenleere, das den Russen entgleitet. Auch dort will die Börsen von Newyork über die riesigen mineralischen Vorräte verfügen und die Beute für die Zukunft sich selber reserviert wissen.

Angesichts dieser rücksichtslosen wirtschaftspolitischen Tendenzen, die den amerikanischen politischen Plan überhaupt beherrschen, darf es niemand wundern, wenn im japanischen Volke das Mißtrauen gegen Amerikas Abrüstungsprojekt groß war, seitdem es auftauchte und noch größer wurde,

seit Europa sich bereit machte, mitzumachen. Die Vorschläge Amerikas in bezug auf die Seeabrüstung lauten: Drei Monate nach Unterzeichnung des Abkommens soll England an Großkampfschiffen 22 Einheiten oder rund 600,000 Tonnen, Amerika 15 Einheiten oder 500,000 Tonnen, Japan 10 Einheiten oder 300,000 Tonnen besitzen dürfen, an Ersatz-einheiten wird ein gleiches Verhältnis vorgezogen, und die Unterseebootwaffen sind Amerika und England in der Höhe von 90,000 Tonnen für jeden, Japan aber nur in der Höhe von 40,000 gestattet. Die französische und italienische Flotte wurden noch nicht besprochen. Allein sie sind nicht so wichtig im Hinblick auf den drohenden Konflikt im pazifischen Ozean. Amerika steht hinter seinen Vorschlägen mit einem Bauprogramm, dessen Umfang eine furchtbare Drohung für Japan bedeutet. Bis 1924 würde es England weit überlegen sein, Japan aber im ersten Ansturm niederwerfen können.

Das ist deutlich gesprochen, und die japanische Partei der verzweifelten Nationalisten zieht, wie jede solche Partei, ihre Schlüsse: Es gibt keinen Frieden, das ist eine Chimäre. Es gibt nur Durchsetzung des eigenen Vaterlandes, um sich einen Platz an der Sonne zu sichern. Eine Regierung aber, die sich von den weißen Männern zu Washington tödnen läßt, begeht Vaterlandsverrat und ist zu beizugehen wie ein giftiges Reptil. So denkt die „völkische“ Partei in Deutschland, so denkt das Italien des Fascismo, so der englische Singo. Der Ausdruck dieses Denkens ist der Mord am japanischen Ministerpräsidenten.

Japans Politik hängt nicht in erster Linie von den Verpflichtungen ab, welche es den Angehörigen gegenüber eingehen wird, sondern von der wirtschaftlichen Expansionsfreiheit, welche die Großen ihm lassen wollen. Mit verhaltenem Ingrimm muß es das Hauptprogramm Hardings aufnehmen, welches klar und deutlich die Richtung der japanischen Ausdehnung umschreibt: Nach China, in einem bestimmten gehaltenen Rahmen. Aber dieser Rahmen sieht vor, daß die japanische Konkurrenz vor der englisch-französisch-amerikanischen nicht eine Spanne Vorsprung haben soll, weder in bezug auf die Finanzierung Chinas, die einem internationalen Konsortium übertragen werden soll, noch in bezug auf die chineischen Bahnen, die alle internationalisiert werden sollen, die vielumstrittene ostchinesische ebenfalls. Der Hinweis Hardings auf die Mongolei und Mandchurei, wo Japan lediglich seine Rechte an der südmandchurischen Bahn behalten darf, die Forderung, daß Japan die sibirische Blockade aufzuheben habe, das völlige Schweigen über die wichtigste japanische Sorge: Das Problem der freien Niederlassung seiner Auswanderer bezeugen, welcher Waid weht. Den Deutschen ist nie und nirgends der Platz an der Sonne so bemessen worden wie jetzt den Japanern.

Die Sowietregierung hat in Washington protestiert dagegen, daß man sie nicht einladet, an der Konferenz teilzunehmen. Sie weist auf die Verwicklungen hin, welche aus dieser Mißachtung folgen könnten, gesteht also ein, welche Gegenzüge Moskau vorhat. Asien soll das Opfer der Konferenz sein, das steht fest: Man verhandelt am grünen Tisch über die Regelung der Verteilung Asiens. Wird die Verhandlung scheitern, so entscheidet der Krieg. Asien aber zittert vor diesem Krieg. Und Moskau weiß das. Darum verhandeln seine Agenten mit allen Völkern des Ostens, um die Verteilungskonferenz zu durchkreuzen und sich zu wehren gegen einen Krieg.

Europa hat erlebt, wie mit der pragmatischen Sanktion der Ueberrest der alten staatsgesetzlichen Zustände in den Donauländern schwand. Es wäre Zeit, daß es begriffe, wie notwendig es wäre, nicht nur die historischen Gesetze monarchischer Erbfolge, sondern einen Rattenkönig von schlimmen Verhältnissen zu beseitigen, damit es in diesem Ringkampf zwischen Weiß und Gelb und der drohenden Erhebung Asiens sich zu rechter Zeit sichert. Denn den Ausbruch eines solchen Konfliktes würde es in seinem jetzigen Zustande nicht überdauern.